

Petra und Franziska Bartoli y Eckert

Glück riecht nach Hundefell

STARKE-MÄDCHEN-STORIES



www.schenkbuchverlag.de

www.schenkverlag.com

www.schenkverlag.eu

Petra und Franziska Bartoli y Eckert

GLÜCK RIECHT
NACH
HUNDEFELL



SCHENK VERLAG

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-80-5

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2010

Umschlaggestaltung: Susy Navratil
Satz: Tibor Stubnya

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

I. Kapitel

Ich stelle mich erst mal vor!

O kú òsán!

Mein Name ist Alice. Alice Abani. Dort wo ich herkomme, sagt man »O kú òsán!«, wenn man »Guten Tag!« meint. Jetzt muss ich mich daran gewöhnen, dass ich statt dessen »Hola!« sage. So heißt »Hallo!« auf spanisch und man spricht es einfach wie »Olla«. Nur mit meinem Hund spreche ich manchmal Yoruba. Das ist nämlich die Sprache, die ich schon als kleines Kind gelernt habe. Also meine Muttersprache.

Eigentlich müsste es heißen, es ist meine Opasprache. Ich nehme immer alles sehr genau, sagt meine Mama. Aber mein Opa ist eben der Einzige, der diese Sprache noch jeden Tag spricht. Dafür lebt er auch in einem Land, in dem man ihn mit dieser Sprache verstehen kann. Dort, wo ich früher auch gelebt habe.

Ich merke gerade, dass ich schon mitten drin stecke in meiner Geschichte. Ich sollte von vorne anfangen. Vor zwei Jahren kannte ich nämlich das Wort »hola« noch gar nicht. Und auch kein anderes Wort in irgendeiner anderen Sprache als in meiner Opa- oder Muttersprache. Außer vielleicht in Englisch. Aber das gehört auch noch nicht hierher. Der kleine Hund

gehörte mir nicht, ich kannte ihn nicht einmal. Und es gab auch sonst vieles nicht, was es heute in meinem Leben gibt.

Aber alles der Reihe nach.

Am besten ich stelle erst mal meine Familie vor. Dass ich Alice heiße, habe ich ja schon erzählt. Ich bin elf Jahre alt. Meine Mama heißt Buchi. Dann gibt es noch meine beiden Brüder Ben und John. Sie sind neun Jahre alt. Alle beide, meine ich. Das liegt daran, dass sie Zwillinge sind. Ich hätte manchmal auch gerne eine Zwillingsschwester. Die könnte mir helfen, wenn es Streit mit den Jungs gibt. Dann ist es nämlich oft unfair, weil meine Brüder ja zu zweit sind und ich bin ganz ohne Zwilling. Aber manchmal denke ich, dass ich dafür einen Hund habe. Das ist vielleicht sogar besser als eine Zwillingsschwester, denn der hört mir immer zu und will nie mit mir streiten.

Ach so, ich wollte ja meine Familie vorstellen. Mama, Ben, John und ich leben gemeinsam in Madrid. Das ist die Hauptstadt von Spanien.

Mein Papa heißt Amos. Der lebt deshalb nicht bei uns, weil er schon gestorben ist. Ich war noch sehr klein, als das passierte. Und Ben und John waren noch in Mamas Bauch. Ich kann mich nur noch ein ganz kleines bisschen an ihn erinnern. Vor allem, wenn ich schrecklich traurig oder ganz glücklich bin, denke ich an ihn. Und natürlich auch dann, wenn uns Mama von Papa erzählt. Sie nimmt uns dabei alle drei auf den Schoß. Das wird zwar langsam sehr eng,

aber es ist ganz heimelig und tröstlich. Die Geschichten machen mich dann immer froh und etwas traurig zugleich.

Papa ist gestorben, weil Soldaten in dem Land, in dem ich früher gelebt habe, auf ihn geschossen haben. Dieses Land heißt Nigeria und dort zu leben war oft gefährlich. Mein Opa Chinua lebt immer noch in Nigeria und manchmal habe ich Angst, dass es ihm dort nicht so gut geht. Aber mit uns nach Spanien wollte er nicht gehen. Dafür fühle er sich zu alt, hat er gesagt. Das jedenfalls hat Mama mir erzählt, als ich sie danach gefragt habe. Manchmal vermisse ich Opa sehr!

Wir sind vor zwei Jahren nach Spanien gekommen. Dort habe ich dann auch meinen Hund gekriegt. Und wie sich das alles so ergeben hat, davon will ich nun erzählen.

2. Kapitel

Weit weg, heiß und afrikanisch

»Iyá!«

Das war mein erstes Wort. Jedenfalls behauptet das Mama. Das Wort bedeutet auch »Mama«. Auf Yoruba. Und weil ich in Nigeria geboren bin, ist es nicht ungewöhnlich, dass ich meine Mama auch in der Sprache, die man dort spricht, zum ersten Mal benannte. Mittlerweile sage ich »mamá«. Ich habe mich in Spanien an die Gewohnheiten des Landes angepasst, sagt Mama.

In Nigeria war alles anders. Dieses Land liegt nicht in Europa wie Spanien oder Deutschland, sondern in Afrika. Dort werden viele verschiedene Sprachen gesprochen, obwohl Nigeria ein einziges Land ist. In der Gegend, aus der ich komme, spricht man Yoruba. Damit sich die Menschen in Nigeria aber verstehen, sprechen alle noch eine weitere Sprache, die sie gemeinsam haben. Darum kann ich auch Englisch. Ich habe es bereits als kleines Kind und nicht erst in der Schule gelernt.

Die Menschen, die in Nigeria leben, haben alle eine schwarze Hautfarbe. Genau wie Mama, Ben, John und ich. Aber weil alle so aussahen, ist es mir nie be-

sonders aufgefallen, dass es auch andere Hautfarben gibt. Jetzt in Spanien haben die meisten Leute eine viel hellere Haut. Darum sehen mich viele komisch an. Mama sagt, das liegt daran, dass ihnen eine andere Hautfarbe als die eigene fremd vorkommt. Und deshalb sind sie verwirrt. Ich denke aber manchmal, es sieht unfreundlich aus, wie die mich ansehen. Nicht nur neugierig und unsicher. Langsam könnten sie sich an mein Aussehen gewöhnen. Ich habe mich ja auch an die weiße Haut der Spanier gewöhnt.

Und an das Essen in Spanien. In Nigeria kocht man ganz andere Dinge. Oft kocht Mama heute noch Sachen aus unserem alten Land.

Sie sagt dann: »Heute gibt es Heimatessen.«

Das duftet nach Reis, Bohnen und Fisch. Dann denke ich an Opa.

Aber ich wollte ja von Nigeria erzählen. Ein großer Unterschied zwischen Nigeria und Spanien ist das Wetter. Hier in Europa gibt es Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Auch daran musste ich mich erst gewöhnen. In Nigeria dagegen gab es Regenzeit und Trockenzeit. In der Regenzeit regnete es eigentlich ständig. Manchmal war der Regen so schlimm, dass er auf dem Boden erst Rinnsale, dann ganze Bäche bildete. Diese Zeit dauerte von April bis Oktober. Während der Regenzeit spielten meine Brüder und ich meistens unter dem Dach der Veranda vor unserem Haus. Ich fand immerzu Regen manchmal schrecklich. Mein Opa sagte: »Der Regen ist nicht jemandes Freund – er fällt auf jeden, dem er draußen

begegnet.« Also konnte ich machen, was ich wollte, er traf auch mich auf den Kopf. Und ich weiß natürlich, dass er sehr nötig war, damit die Erde endlich wieder Flüssigkeit bekam und darauf etwas wachsen konnte. Danach folgte nämlich die Trockenzeit. Und was das bedeutet – na, das kann sich bestimmt jeder denken, weil es der Name schon verrät.

In Nigeria war es immer ziemlich warm. Und es fühlte sich so an, wie an den Tagen, wenn die Erwachsenen hier sagen, es sei schwül. Mama sagt, in Wirklichkeit nennt man es »hohe Luftfeuchtigkeit«. Und das glaube ich ihr auch, denn die Luft fühlte sich wirklich immer feucht an.

Das traf aber nur auf den Süden von Nigeria zu, in dem ich gelebt habe. Den Norden des Landes habe ich erst später kennen gelernt. Als wir nämlich weggegangen sind. Da habe ich gesehen, dass es dort viel heißer war als im Süden. Aber alles der Reihe nach.

Vor vielen Jahren gab es in Nigeria jede Menge Soldaten auf den Straßen. Mama sagt, das war eine Militärdiktatur. Ich finde, das ist nicht nur ein schwieriges Wort, sondern es klingt auch ganz schrecklich. Und so war es auch, denn die Soldaten waren schuld daran, dass mein Papa gestorben ist. Aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich war damals erst zwei Jahre alt. Mittlerweile hat sich in dem Land Nigeria einiges geändert. Es gibt nicht mehr so grausame Chefs, die ihre Soldaten durch die Straßen marschie-

ren lassen. Aber gefährlich ist es für viele Menschen heute noch, dort zu leben.

Als mein Papa gestorben war, waren alle ziemlich traurig. Also ich meine, meine Mama, mein Opa Chinua und ich. Aber weil gleich darauf die Zwillinge Ben und John auf die Welt kamen, hatte meine Mama dann weniger Zeit, traurig zu sein. Das erzählt sie uns manchmal. Wir lebten damals bei meinem Opa. Mama arbeitete als Lehrerin und deshalb passte Opa oft auf uns auf. Daran kann ich mich sehr gut erinnern. Mein Opa hat uns viele Geschichten erzählt. Zum Beispiel das Märchen »Warum man nicht lügen soll.« Darin wird von einem Schäfer erzählt, der andere zum Spaß ständig anschwandelte. Der wird am Schluß von einem Löwen gefressen, weil ihm die Leute nicht glauben, als er um Hilfe ruft. Ich habe schon verstanden, was Opa mir mit der Geschichte sagen wollte: »Lüge erst gar nicht, sonst glaubt man dir auch nicht, wenn du die Wahrheit sagst.«

Opa ist ein guter Geschichtenerzähler. Und er mag Sprichwörter sehr gerne. Zu Mama hat er häufig gesagt:

»Ein großer Kopf ist eine schwere Last.«

Nein, nein, der Kopf meiner Mutter ist ganz normal. Nicht wie ein Kürbis oder so. Opa meinte damit, dass Mama sehr klug sei. Aber deshalb brachte sie uns alle immer wieder in Schwierigkeiten. Behauptete Opa, denn meine Mutter setzte sich in ihrer freien Zeit dafür ein, dass die Menschen in Nigeria Frauen respektieren lernen. Frauen sind genau so viel

wert wie Männer. Aber Mädchen und Frauen werden in Nigeria oft verletzt und schlecht behandelt.

»Das ist ein Unheil, gegen das man sich wehren muss!«, sagte meine Mama oft. Das fand ich sehr gut. Aber nicht alle freuten sich darüber. Manche waren sogar so wütend, dass sie Mama anschrien oder auf der Straße bespuckten. Auch wir Kinder wurden von Leuten beschimpft. Weil mein Opa der gleichen Meinung wie meine Mama war, wurde er von anderen Männern ausgelacht. Eines Tages wurde eine Freundin von Mama, die sich auch für die Rechte der Frauen einsetzte, verhaftet. Da bekamen wir alle Angst, dass Mama das auch passieren könnte. Deshalb versteckte sich Mama für einige Wochen in einem anderen Dorf. Sie kam nur einmal in der Woche am Abend nach Hause, um nach uns zu sehen. In dieser Zeit lebten meine Brüder und ich alleine bei meinem Großvater. Unsere Angst davor, dass Mama etwas zustoßen könnte, wurde immer größer. Darum hatte Mama irgendwann die Idee, mit uns gemeinsam von Nigeria wegzugehen.

3. Kapitel

Fliehen dauert lange!

An meinen letzten Tag in Nigeria kann ich mich noch gut erinnern. Es war Trockenzeit und wir saßen alle draußen vor unserem Haus. Mama war an diesem Abend nach Hause gekommen und hatte für uns alle Essen gemacht. Es gab Obona. Das waren Kerne, die wie Nüsse aussahen. Mama hatte sie gemahlen und gekocht. Während wir den Obona-Brei aßen, redete Mama mit Opa Erwachsenensachen. Ich versuchte wie immer meine Ohren zu spitzen, damit ich auch etwas davon erhaschen konnte, was sie sagten. Meine Brüder stritten sich um die Reste des Breies im Topf und ich ärgerte mich, dass ich wegen ihrem Geschrei nichts verstehen konnte.

»Wenn der Affe zuschaut, pflanze ich keine Erdnüsse!«, sagte Opa gerade. Es war wieder eines seiner geliebten Sprichwörter. Ich rätselte noch, was es wohl zu bedeuten hatte, als Mama aufstand und es eilig hatte, das Essen zu beenden.

»Kommt Kinder, beeilt euch«, trieb uns Mutter an. So ungemütlich war unser Abendessen noch nie zu Ende gegangen.

»Wir gehen weg von hier. Heute Abend noch. Packt Sachen zusammen, die ihr mitnehmen wollt.«

Mama sah uns nicht an, als sie mit uns sprach. Ich glaube, ihr war es peinlich, uns mit diesem Kommando so zu überrumpeln. Sofort hörten Ben und John auf, sich zu zanken. Sie starrten Mama mit offenem Mund an, genau wie ich.

»Eure Mutter hat es bisher noch niemandem erzählt. Sie will weggehen aus Nigeria, weil es hier immer gefährlicher für euch wird.«

Opa versuchte, uns zu erklären, was hier vor sich ging. Das hatte er auch mit seinem Sprichwort gemeint. Keiner sollte erfahren, dass wir gehen. Besonders diejenigen nicht, die gemein zu Mama waren. Mama nickte nur. Sie konnte nichts sagen, weil sie weinen musste. Ich kannte das auch. Man konnte nicht gleichzeitig weinen und reden. Wenn man es versuchte, wurden aus den Worten nur Schluchzer. Und dann musste man nur noch mehr weinen, weil sich die Schluchzer so schauerlich anhörten und einen noch trauriger machten.

Meine Brüder und ich waren so überrumpelt, dass wir keine Fragen stellten. Wir taten einfach das, was Mama uns aufgetragen hatte. Wir packten ein paar Sachen zusammen. Ich stopfte einige Kleider in einen Beutel. Obendrauf legte ich meine alte Stoffpuppe. Die hatte mir schon als Baby gehört.

Wir warteten ab, bis es dämmerte, dann gingen wir los. Mama wusste, wohin sie wollte, und wir Kinder stapften hinterher. Opa begleitete uns ein Stück. Schließlich verabschiedete er sich mit einer Umarmung von jedem Einzelnen. Nun musste ich auch